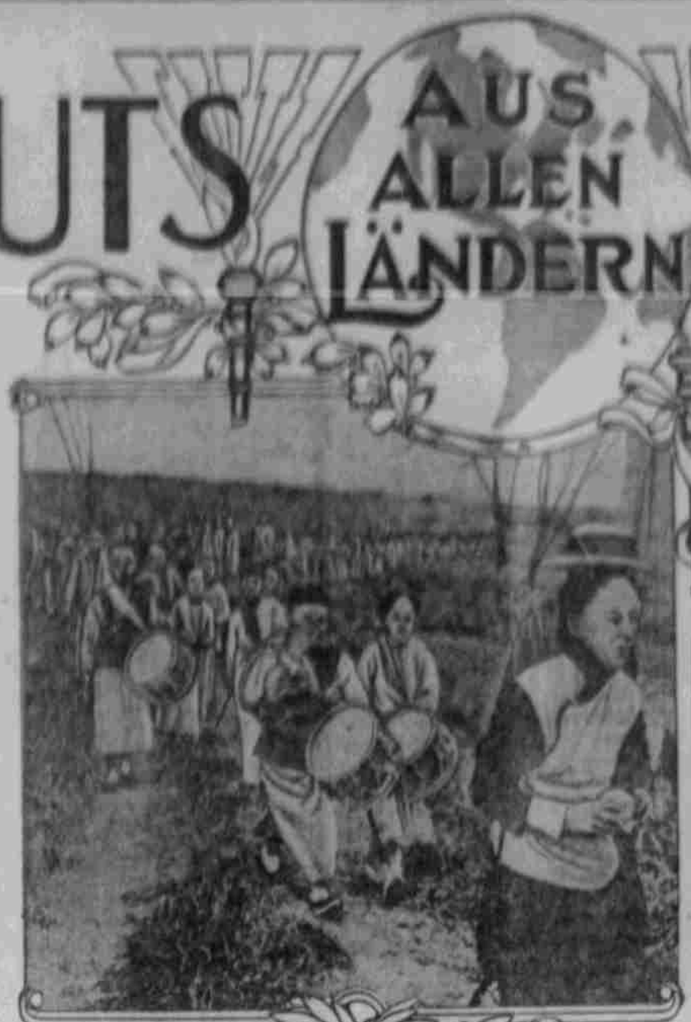
BOY SCOUTS AUS ALLEN LÄNDERN



1. **Jung-China** bei militärischen Uebungen.
2. **Eine Gelände-Uebung** einer Brigade der U. S. A. Boy Scouts.
3. **Royal Eltham Truppe** englischer Boy Scouts beim Unterricht in drahtloser Telegraphie.
4. **Die deutschen Pfadfinder** vor dem deutschen General-Gouvernement in Brüssel, dem früheren belgischen Parlamentsgebäude.
5. **Vorbildung zum Militärdienst in Japan.** Die japanischen Jungmannschaften bedienen sich der Trommel und Ziehharmonika zur Militärmusik.
6. **Militärische Uebungen** des Wiener Knabenhortes, Militärmusik.

Die Jugend dieses Krieges ist eine Heldenjugend. Die Jugend hat in Europa und Asien und Afrika und Australien, wo sie freilich nur mittelbar dabei ist, eine unvergleichliche Leistung. Jugend gebiert nicht nur geistige Kraft, Jugend ist eine Kraft. Begeisterte Opferbereitschaft, Freude in der Tat, in der ist Jugend, die wollt sich in der wirklichen Jugend Bewährung und Charakterstärkung bringen, hat die Kriegserklärung und die Mobilmachung unter Bedingungen auf, wie das vorherige Jahrzehnt nicht vorgesehen hatte. Jetzt gerade noch gerade noch gerade noch gerade noch vor dem großen Kriege, der die Welt fast vier Jahre erschüttert. Man erkannte, wie wertvoll eine geistig tüchtige und körperlich trainirte Jugend für jedes Land sein mußte. Hatte man vorher auch nicht direkt an eine militärische Vorbildung gedacht, da ja ein Krieg in weiter Ferne zu liegen schien, so erwies es sich beim Ausbruch des großen Ringens, daß jene harmlosen Wanderungsbestrebungen nicht nur auf den Charakter der Jugend sehr vorteilhaftestes beeinflußt, sondern daß die Strapazen auch eine ausgezeichnete Vorbildung für die schweren militärischen Pflichten bedeutet hatten.

Ihre Verwendung im Krieg und im Hinterland.

Wenn einmal eine Geschichte des Pfadfinderwesens geschrieben werden sollte, dann wird auf einem Ehrenblatt die Thatsache zu verzeichnen sein, daß in den ersten Berichten von den Schlachtfeldern des europäischen Krieges die jugendlichen **deutschen Pfadfinder** erwähnt waren. Allen ist es noch in frischer Erinnerung, daß mit den ersten deutschen Soldaten, die die belgische Grenze überschritten, sechzehnjährige Pfadfinder als Sanitätsbedeckungsmannschaft mitmarschirten. Im belgischen Franktireurkrieg bestand manch von den Sechzehnjährigen die Feuerprobe seiner Pflichttreue und Aufopferungsfähigkeit. Man sah Pfadfinder, die, mit der Büchse in der Hand, überfallene Verbandplätze vertheidigten, andere, die, das Gewehr im Anschlag, von den Dächern der Krankenautomobile aus, den Transport durch die aufgewiegelten belgischen Dörfer deckten. Die deutsche Heeresleitung hat die heldenmüthigen Jungen bald aus der gefährdeten Zone verwiesen, sie verwendet sie aber bis zum heutigen Tag im Etappenbereich ihrer Armeen und nimmt ihre Dienste im Hinterland in der vielfältigsten Form in Anspruch. Eine interessante Einzelheit giebt sogar Zeugniß, daß die deutsche Heeresverwaltung den jugendlichen Pfadfindern sogar wichtige Posten anvertraut: Den Melde- und Verbindungsdienst zwischen den deutschen Aemtern in den militärisch und politisch so wichtigen Brüssel besorgt ein Radfahrkorps des deutschen Pfadfinderbundes. Ihr Kommandant ist der Reichsfeldmeister Faier, und dieser Offizier, der den höchsten Titel führt, den der deutsche Pfadfinderbund zu vergeben hat, bekleidet den Rang eines Majors im preußischen Generalstab und ist der Platzkommandant von Brüssel. Daß ein deutscher Offizier, dem seine Vorgesetzten einen so bedeutenden Posten anvertrauen, den Ausbau des deutschen Pfadfinderwesens zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, ist ein Zeichen für den Ernst, mit dem in Deutschland die Organisation der Jugend nach den Pfadfindergrundsätzen „kaisertreu und vaterlandsliebend, gottesfürchtig, ehrlich und hilfsbereit" betrieben würde.

Wie in Deutschland hat auch in Oesterreich und Ungarn das Pfadfinderthum im Krieg große Dienste geleistet. In Galizien gab es bei Kriegsbeginn, so jung die Vereinigung in Oesterreich ist, nicht weniger als achtausend Pfadfinder. Ihre Organisation hatte einen starken nationalen Einschlag, so daß die Wogen patriotischer Begeisterung bei diesen jungen Polen nach den Kriegserklärungen besonders hoch gingen. Man sah den polnischen Pfadfinder auf den galizischen Etappen bei allen möglichen Hilfsdiensten. Dann bewährten sie sich in vielen Fällen als ausgezeichnete Führer in wegloses Gelände. So lernten die Männer, die zur Vertheidigung des Vaterlandes ausgezogen waren, die Knaben und Jünglinge in der Pfadfindertracht als Freunde und Helfer schon auf den galizischen Schlachtfeldern schätzen. Später traf sie der verwundete oder kranke Krieger im Hinterland auf Schritt und Tritt. In den galizischen Städten bethätigten sich die 12,000 Pfadfinder; in Budapest wurde auf den Bahnhöfen der gan. Verwundetendienst ausschließlich von ihnen besorgt. In Wien tauchten sie nach Kriegsbeginn in immer größerer Zahl auf. Im Juli 1914 gab es in der Hauptstadt etwa fünfzig Pfadfinder. Bis heute sind aus den fünfzig mehr als sechstausend geworden. Sie haben sich, nachdem die Pfadfinderbewegung lange Zeit in Wien nicht Fuß fassen wollte, in der großen Hilfsbereitschaft, die der Kriegsausbruch weckte, auf den Aufruf des österreichischen Generalfeldmeisters, des k. u. k. Hauptmannes Emmerich Teuber sofort gemeldet. Seit zehn Monaten bethätigen sie sich nun trotz ihrer kleinen Zahl so eifrig, daß man sie überall antrifft. Sie machten zunächst in etwa zwanzig Verwundetenspitälern Boten- und Spitalshilfsdienst, besorgten den verwundeten Soldaten die Korrespondenz und zeigten den ortsfremden Soldaten die Sehenswürdigkeiten der Stadt. Sie übernahmen den Botendienst beim Rothen Kreuz und bethätigten sich in den Kranken-Hallestationen im Nordbahn-, Nordwestbahn- und Ostbahnhof. Eine Zeitlang gaben sie der Wiener Feuerwehr werthvolle Hilfskräfte ab, indem sie an Stelle eingerückter Feuerwehrleute den Verbindungsdienst zwischen der Feuerwehrzentrale und den Filialen besorgten. In den vielen Bureaus der Kriegsfür-

aus Gründen der Schonung entfernt wurden, so wurden sie in Wien sogar dem Spitaldienst entzogen, als sich zeigte, daß trotz aller Vorsichtsmaßregeln Infektionsfälle eingeschleppt werden können, denn die Jugend soll nicht im Dienst aufgebraucht werden. Der Dienst, den die Pfadfinder thun, soll nur eine erzieherische Wirkung haben: ihre Sinne für die Nothwendigkeit des Lebens schärfen.

Nach diesen Grundsätzen ist vornehmlich die hiesige Scoutbewegung aufgebaut, die im eigentlichen Sinne des Wortes zum Ausgangspunkt des ganzen weltverbreiteten Pfadfinderwesens geworden ist, da verschiedene Jugendvereinigungen hier unter Führung von Männern wie Ernest Thompson-Seton, Dan Beard u. v. A. vorbildlich für das von Sir Robert Baden Powell organisirte englische Scoutwesen geworden sind. Denn nach den eigenen Worten des Generals ist er nicht „der Vater" der Bewegung, wie man ihn vielfach bezeichnet, sondern „nur einer der vielen Onkels", die dazu beitrugen, das große Werk in die Wege zu leiten.

Daß alle diese Gedanken auch in anderen Ländern, sowie im fernen Osten, Eingang gefunden haben, beweisen unsere Bilder. Allerdings kommt es darauf an, wie eine Sache betrieben wird. Es kommt immer auf den Geist der Führer an, die solche Bestrebungen leiten und verhüten, daß sie nicht zu werthloser Kriegsspielerei ausarten. Daß wir bei uns in dieser Hinsicht keine Sorge zu haben brauchen, weiß ein jeder, der die amerikanischen Boy Scouts vom Augenschein kennt.

Gewohnheitsgemäß.

„Haben Sie schon gehört? Der Schauspieler Müller hat ja in diesem Kriege den ersten Schuß auf die Russen abgefeuert!"

„So, so! Na, das ist kein Wunder, der hatte ja immer Vorschuß!"

Im Himmelsgäßchen.

Skizze von **J. G. Seeger.**

„Na also, meine Gnädigsten . . . eine kleine, verdammt ästhetisch-unästhetische Geschichte", sagte, nachdem ihn die Damen lange genug mit ihren Bitten um eine „Anekdote" oder „so was Aehnliches" gequält hatten, der alte Arzt mit den lustigen Weinäuglein, die aber heute gar nicht schalkhaft dreinblickten. „Verdammt ästhetisch-unästhetisch und aus der tiefsten Schicht emporgehoben . . . Eigentlich kein Geschichtchen zum Nachtisch . . . Aber . . .

Er sah sich im Kreise der etwas verlegenen und doch gespannten Frauen um, die auf einmal eifrig an ihren Soldatenstrümpfen strickten und alle nach herabgefallenen Maschen zu suchen schienen.

„Also . . . da wurde ich neulich in das „Himmelsgäßchen" gerufen. Sie wissen . . . Volkshumor. Schmal ist der Weg u. s. w. Und hier stehen die Häuser so eng, daß unser zweizentriger Bürgermeister einfach stecken bliebe, und vor Jahren thatsächlich der Gerichtsvollzieher, als er sich unvorsichtig wendete, seine Amtsmappe dermaßen zwischen den Wänden versprengte, daß sie stundenlang ein Verkehrshindernis bildete . . . Dorthin riefen mich also ein paar alte Weiber zu einer Nachbarin, die, wenn sie auch erst 30 Jahre zählen mag, doch schon als altes Weib auf die Welt gekommen und zur Pilgerfahrt durch das Himmelsgäßchen in den Himmel bestimmt schien.

Na, das war ein Gezeter, als ich an die Hausthüre kam und den alten Weibsmenschen fast vor die zahnlosen Mäuler stolperte.

„So eine dumme Person", schrien sie. Die gehört in's Tollhaus. Lebt der Mann wie der Herrgott in Frankreich, und sie spart sich jeden Bissen am Mund ab. Die eingebildete Gans. Prügeln sollte man sie . . . ."

Ich sage also die zarten alten Weiber mit einem Donnerwetter zum Teufel, empfange eine entsprechende Antwort und taste mich in ein niedriges, dumpfes Stübchen zu ebener Erde. Solange die Welt und das Himmelsgäßchen auf ihr bestehen, haben Sonne und Mond noch nie auch nur den armseligsten Strahl in diese „Stube" geworfen . . . . Stellen Sie sich vor: Ein ganzes Fenster, so groß wie ein Geburtstagskuchen. Ein Bretterboden voller Ritzen und Astlöcher. Eine nasse Kalkwand. Ein armseliges Bett. Ein wackliger Tisch. Ein Stuhl. Ein Koffer. Und auf dem Koffer ein mageres, derbknochiges Weib. Der Kopf mit Tüchern eingewickelt. Die Backen fieberroth. Ohne aufzuschauen, greift sie immer wieder in einen großen Sack, holt eine Handvoll rostige Nägel und Schrauben heraus und wirft sie je nach der Größe auf diesen oder jenen Haufen, die ich jetzt erst am Fußboden sehe.

„Da kann man Geduld lernen", sagte ich.

Sie schweigt.

„Ist das Ihre tägliche Arbeit?"

Sie schüttelt den Kopf.

„Wird denn das auch ordentlich bezahlt?"

Sie zuckt mit den Achseln, greift in den Sack und streut den Rostregen über den Boden mit derben Händen und wie ein Bauernknecht Weizensamen über's Feld.

„Liebe Frau," sage ich mit meiner berühmten Sanftheit, „Sie scheinen mir krank. Wollen Sie nicht . . . ."

„Ich brauch' keinen Arzt", schreit sie, ohne aufzuschauen. „Bin keine Vornehme und verdien' mein Geld nicht für die Doktors . . . ."

„Na, na . . . arme Leute dürfen auch krank werden. Das ist doch kein Vorrecht der Reichen. Die hätten sonst längst darauf verzichtet. Uebrigens will ich ja gar nicht Ihr Geld . . . Ich praktizire nur noch, weil der Mensch irgend eine Beschäftigung haben muß . . ."

Sie blickte mich mit harten, grauen Augen an, als wollte sie ergründen, ob ich die Wahrheit redete, und sagte dann etwas zögernd, weniger barsch: „Ich hätt' auch kein Geld für Sie."

„Na, dann bin ich ja der richtige Arzt."

Und endlich, nach Besiegung manchen Widerstandes, kann ich sie ein bischen untersuchen . . . Nichts Bedenkliches, aber immerhin, der Körper war wie ein aufgerissener Acker, und wenn irgendein schlimmer Keim ihm zugetragen wurde, dann . . . Ich sage also: „Wenn Sie mit der Arbeit fertig sind, legen Sie sich zu Bett und nehmen die Arznei, die ich Ihnen verschreibe."

„Nein," antwortet sie wie ein trotziges Kind.

„Die Arznei ist nöthig . . . ."

„Die schon . . . . Aber ins Bett leg ich mich nicht . . . ."

„Ei, warum denn? Es sieht ja so einladend aus . . . . Legen Sie sich nur!"

Da schaut sie mich an, wie einen Tempelschänder und ruft grollend: „Was? Ich soll mich in das Bett legen? Da bin ich drin gelegen, wenn er nachts Fabrikwach hatte. Und kam er heim und kroch herein zu mir, hab ich gebrummt, und er hat sich dann oft auf den Stubenboden gelegt . . . ."

„Aber jetzt . . . ."

„Jetzt darf ich nicht und will ich nicht. Jetzt schlaf ich auf dem Stubenboden . . . ."

„Ei, warum denn, liebe Frau?"

„Weil's eine Sünde von mir wäre, wenn ich jetzt im Bett schliefe . . . ."

„Ich verstehe Sie nicht. Wenn er Ihnen in gesunden Zeiten das Bett überließ, überläßt er es Ihnen in Ihrer Krankheit doch ganz gewiß ohne Murren . . . ."

„Ich will aber nicht . . . ." Und nach einer langen Pause deutete sie auf eine Karte, die mit einer Stecknadel an der Wand befestigt war, und ich las: „Geliebte Marie. Wegen dem daß ich noch gesunnt bünn und schon sechs Wochen in den Schützengräben liig. Ach, geliebte Marie, wenn's auch schön ist, Soldat zu sein, aber was wollte Ich lachen, wenn ich widder auf unserm Stubbenboden liegen könnt. Hier liig Ich in Dreck und Schlamm. Dein geliebter Ignaz."

„Ah, darum!" sage ich, und sie nickt. Und nach einer Weile redet sie: „Der ar Kerl! Und ich war zwei Jahr lang ein selbstsüchtiges Luder . . . . Aber nun wird's anders . . . . ganz anders. Im September hat er das geschrieben und jetzt ist's März . . . ."

„Und Sie schliefen seitdem da auf dem Boden?"

„Ja . . . . aber besser als er . . . . wenigstens trocken . . . . Und wie ich das damals gelesen hab, hab ich angefangen zu sparen . . . . Ein Bett muß er kriegen, sein eigenes Bett. Eher ruh' ich nicht. Ich will's auch nicht besser haben als er . . . . Am liebsten legte ich mich nachts hinaus aufs Gähchen, wenn die Polizei nicht wäre . . . ."

Unaufhörlich arbeiten ihre Hände.

„Na, und wie steht's mit seinem Bett?"

Da leuchten in dem fiebergerötheten Gesicht ihre bisher harten Augen auf und sie sagt: „Beim Trödler drüben ist eines feil. Grad das Märkchen fehlt mir noch am Preis, das ich für das Sortiren da krieg."

„Sie sind eine brave Frau," brumme ich und gehe.

Und am andern Tag, wie ich wiederkomme, schreien mir die alten Weiber entgegen: „So ein spinnig Weibsbild! Kauft sich noch ein Bett in den theuren Zeiten. Die muß ins Narrenhaus, Herr Doktor . . . ."

Das waren aber bloß Ausrufe gerührter Bewunderung. Wie ich in die Stube trete, liegt die Frau auf dem Boden und sieht glücklich nach den beiden Betten, die unberührt, als harrten sie echter Liebe, mit ihren weißen Kissen in das düstere Gemach hineinleuchten . . . ."

„Für diese Person müssen wir doch etwas thun, wir vom Frauenverein", sprach, als der Arzt schwieg, die Hausfrau.

„Nein, meine Gnädigste. „Diese Person" hilft sich selbst. Sie ist inzwischen gesund geworden und ist ein richtiges deutsches Weib. Es giebt Aermere, denen Sie helfen können . . . ."

„Wenn er nun aber fiele . . . .?" flüsterte eine junge Frau. Der Arzt stand auf und sprach: „Keine Angst! Vor solcher Liebe hat unser Herrgott noch immer Hochachtung gehabt . . . ."

— Eine Orgel, die Bischof Elfeg um 980 bauen ließ, mußte von 40 Männern getreten werden.